



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 31.

Montag, den 26. Juni 1915.

Erscheint jeden Montag.

Ein Sohn Napoleons I.

Auch ein Stück französische Geschichte von Carry Brachvogel.

(Nachdruck verboten.)

Als Napoleon im Jahre 1805 aus dem Desemberebelen während heimlich nach Frankreich, um seine junge Kaiserin mit dem frisch geküßten Vorber von Paris zu umfassen, entdeckte er unter den Hofdamen seiner Schwester Karoline Murat ein hübsches, hochausgezeichnetes brünettes Fräulein, das kein Fräulein mehr war. Hanny so mit mal y pense — Eleonore Denuelle hatte ihr Kränzlein nicht leichtfertig vertan, sondern ganz ehrbar gegen den Ehrling eines Dragonerregiments, Johann Franz Kovel, eingebracht, der aber selbst für die französischen Begriffe keine Zeit so liebedürftig war, daß die junge Frau nach kaum einjähriger Ehe die Scheidung forberte und erlangte. Weil sie mit ihr zusammen bei Madame Campan erogen worden war, nahm Karoline Murat die geschiedene Freundin unter ihre Damen auf und nannte sie wieder mit ihrem Mädchennamen Denuelle. Es ist anzunehmen, daß die Dame Eleonore dem heimkehrenden Sieger die Entdeckung ihrer angenehmen Persönlichkeit nicht allzu schwer machte, ja, daß sie ihn mächtigstes tat, um von ihm entdeckt zu werden. Diese Französisch-jährige, das Leben schon ein bißchen gekostet hatte, suchte das Glück; der Kaiser wiederum, dem ein kinderloses Haus und eine alternde, eifersüchtige Gattin erwarteten, suchte ein bißchen frische, heitere Gesellschaft, und von diesen verschiedenen, ganz primitiven Wünschen gelenkt, fanden sich die beiden ohne Schwierigkeit und ohne Romantik, bestiegen liebend, sonder Ueberzeugung den rotenbersteinen Pfaden, der nach Cuthere führt.

Sehr amüsiert scheint aber weder die Fahrt noch der Aufenthalt auf der felsigen Insel gewesen zu sein, wenigstens nicht für die hübsche Gutsfräulein, denn Eleonore erzählte später gern, daß sie in dem Tuilerienzimmer, wo sie den Kaiser erwartete, stets den Zeiger der großen Kaminuhr um 30 Minuten vorrückte, so daß Napoleon, der ja auch immer auf die Sekunde an- und abtraten ließ, jedesmal erschreckt aufsprang: „Was, schon so spät!“, und Hals über Kopf in sein Arbeitskabinett zurückeilte. Es spricht für Napoleons Arbeit in Liebesdingen, daß er das Manöver mit der Uhr nicht schon beim zweiten Male merkte, und für seine Talentlosigkeit als Liebhaber, daß Eleonore es überhaupt inszenierte.

Nachdem die Dame Eleonore etliche Monate lang erfolgreich die Zeit gefüllt hatte, zog Napoleon wieder ins Feld, diesmal gegen Preußen, und die hübsche Brünnette blieb, ein wenig blässer und weniger amüsiert als sonst, zurück. Am 30. und 31. Dezember 1806 nächtigte der Kaiser in Vauxst, und dort erwiderte ihm ein Kurier, der ihm quer durch Europa nachgerast war, um ihm die Freundschaftsbriefe zu verkünden, daß am 13. dieses Monats Eleonore Denuelle einen Knaben zur Welt gebracht hatte. Der Kaiser, der ein großer Kinderfreund war und sich in den zehn Jahren seiner Ehe vergeblich nach ihnen geseht hatte, war vor Vergnügen fast außer sich und sagte mit strahlendem Gesicht zum Marschall Beresford, der ihm die Botschaft des Kuriers übermittelte: „Endlich, endlich habe ich einen Sohn!“

So hatte die Fahrt nach Cuthere doch noch zur allgemeinen Zufriedenheit geendet, denn wenn sich Napoleon auch weiterhin nicht mehr um die Dame Eleonore bekümmerte (was ihr gewiß nur angenehm war), so bedachte er sie doch mit einer schönen Lebensrente, die sie in den Stand setzte, alsbald einen französischen Infanteriehauptmann und im Jahre 1812 einen bayerischen Offizier, einen Grafen Luxemburg, zu heiraten. Dem kleinen Leon aber gab Napoleon die Hälfte seines Vermögens, dem kleinen Leon aber gab Napoleon den Namen gab, und nichts und niemand wird in die Tuilerien gebracht, wie all die kleinen legitimen Bonapartes, nur daß der Kaiser in ihm vernarrt ist als er je in ein Kind war, und sogar eine Zeitlang daran dachte, die schon geregelte Thronfolgeordnung wieder umzuwerfen und Leon als den Erben seines Namens und seines Reiches zu ernennen. Die Heirat mit Marie Luise machte diesem ebenfalls menschlich empfindbaren wie staatsrechtlich unmöglichen Plan ein Ende, aber auch die neue Frau kann dies Kind nicht dem Vater entfremden. Nach wie vor wird Leon in die Tuilerien geführt, und in allen großen Anlässen des Lebens dem Napoleon an den Dreißigsten, der ihn als „Erstgeborenen“ genannt hatte. Schon gleich nach der Geburt war Leon eine Jahresrente von 12 000 Franken ausgesetzt worden und das alleinige Erbschaft auf die Lebensrente seiner Mutter. Der Napoleon nach Elba ging, legte er für Eleonores Sohn noch einmal 100 000 Franken fest, und da er auf St. Helena sein Testament macht, legt er Leon abermals 300 000 Franken und fügt für die Testamentvollstrecker den Wunsch hinzu: „Ich wäre es gerne, wenn der kleine Leon die Richtertarriere wählen würde.“

Als sein Vater starb, zählte Leon fünfzehn Jahre. Sein Vormund erzog ihn genau, wie er seine eigenen Kinder erzog, und der junge Graf Leon (so hieß er allgemein) die große, schlafte Gestalt der Mutter und den Säulengang des Vaters geerbt hatte, so erregte er schon durch sein Aussehen überall das größte Aufsehen und schon mit seiner glänzenden Erscheinung, seiner guten Erziehung und seinen außerordentlichen Mitteln wohl berechtigt, einen sonnigen Platz im Leben zu erobern. Leider aber, gleich der dem Vater nur ein Gesicht, im übrigen schien er sich zunächst mehr an einem flotten Oheim, dem lustigen Jerome, anzuschließen, daß sein Biograph, Dr. Billard, das hübsche Wort sagt: „Er fand nicht

Genügend genug, zu denen er sein Geld hinauswerfen konnte!“ Er opferte allen vulgären Göttern und Göttingen, verließ in einer einzigen Nacht Summen, von denen Zinsen ein anderer lebt, zumute fröhlich und selbstverständlich jeden Menschen auf, der ihm in die Quers kam, war mit einem Wort ein ungemäßigtest leistungsfähiger Ertid. Dabei fehlte es ihm weder an Verstand noch an Phantasie, und während sein Vater erst mühsam von einem Schauspieler die kaiserlichen Gassen hatte lernen müssen und das Wort niemals beherrschte, war der schöne Leon ein Meister der tönenden Sprache und der wirkungsvollen Gebärde. So finden wir ihn denn im Jahre 1830 als gefeierten Hauptmann der Nationalgarde wieder. Unter dem Bürgerkönigtum dämmerte ja die napoleonische Legende, die die Restauration verabscheute hatte, wieder auf, und wenn die Nationalgarde den hohen, stattlichen Hauptmann mit dem napoleonischen Profil pompös neben der Tricolore aufziehen sah, so wäre sie bereit gewesen, für ihn durchs Feuer zu gehen. Bismarck im Jahre 1860, die Offiziere der Nationalgarde beim König, und bei dieser Gelegenheit wurde Leon selbst auf Louis Philippe so inszeniert, daß der spätere Monarch sich jedesmal beim Kaiser vor ihm anstupfen ließ. Welt aber der schöne Mensch ebenso wenig Selbstbeherrschung wie Scharf sinn hatte, dauerte die Herrlichkeit der Nationalgarde und dem königlichen Kaiser nicht lang. Wegen einer groben Unbotmäßigkeit im Dienste wurde Leon entlassen und wanderte aus dem Salon des Königs ins Schuldengefängnis von Clignancourt. Zwei Jahre blieb er dort in Haft. Als er die Freiheit wiedergewann, zeigte sich deutlich, was man vorher nur unbestimmt gespürt hatte, daß der Graf Leon nicht ein geistiger, aber ein moralischer Dilettant war. Er tauchte gleich unter in schmutzigen Verhältnissen, bei denen er die Damen seiner Wahl, nicht selten auch deren Ehemänner, ausbeutete. Hieß sich eine Zeitlang von einer Magnetielerin und deren Mann unterhalten, erzählte daneben die schicklichsten Dinge über seine Mutter, und war sehr ungeschickt, daß sie nicht seinen hochmütigen Pläne lösen und ihren dritten Mann verhaften wollte. Seine Erbschaft war immer noch ausschließlich der Pumm, und er erwartete seinen Mut und seinen Gehalt nicht einmal die schmutzigen kleinen Stunden bei Kellnern, Köchinnen und kleinen Gewerbetreibenden. Vergeblich verfuhrte die ganze Familie Bonaparte, diesen Tunichtgut zur Umkehr zu bewegen; der ganze Effekt war, daß er präherlich verlobte, Madame Dittia und der Kardinal Fesch hätten ihm eine halbe Million geboten, damit er seine schändlichen Künste der Kirche weise. In dieser Behauptung ist nur das eine richtig, daß sowohl die Mutter Napoleons wie ihr Stiefvater, der Kardinal Fesch, Leon gern im geistlichen Stand gesehen hätten, weil sie meinten, daß er dann ein anderer Mensch werden würde. Aber dieser Vorber und Beresford war für einen Bischofsstuhl ebenso ungeschickt wie für die Richtertarriere, wie überhaupt für jeden Beruf, der Ernst, Streben und moralische Verantwortung voraussetzt.

Im Jahre 1840 ist „der Gauner Leon“, wie ihn ein wütender, schwer geschädigter Gläubiger nennt, so völlig abgebrannt, daß er nichts mehr besitzt, als die Kleider, die er auf dem Leibe trägt. Er liebt, daß er in Paris ausgespielt hat, findet aber selbstamerke doch noch einen Reizen, der ihm dreihundert Franken bringt, und mit dieser Unsumme schiffte sich der Kaiserjohn nach London ein. Um dort zu arbeiten? Um dort, im Riesenschiff der Indultrie und des Weltverkehrs, unterzuhaufen und das Glück, das ihm schon in seiner Kindheit gelächelt hatte, im christlichen, heiligen Kampfe zu erwerben? O nein, der Graf Leon denkt an so etwas nicht. Auf der Annahme seiner dreihundert Franken jagend, miethet er sofort eine prächtige Wohnung, wäscht sich durch seinen Namen und sein Aussehen in allen Kreisen Eingang zu verschaffen, gibt große Gesellschaften und tritt so sicher auf, daß er allgemach als Attache der französischen Botschaft gilt. In London trifft er auch einmal seinen Vetter Louis, den kleinen, hübschen Sohn der Königin Hortense, der schon zwei vergebliche Pflüze gemacht hat, um sich die Kaiserkrone seines Onkels auf sein Haupt zu setzen, und der eben aus dem Gefängnis von San nach England entflohen war. Der Prinz Louis lebte in London wie die französischen Präsidenten dort immer gelebt haben; kleinbäugig ganz erfüllt von Dankbarkeit für die britische Galsfreundshaft und von dem Behagen englischen Geisteslebens, in Wahrheit aber unverwandt über den Kanal hinaus, um bei der ersten Bewegung, die ein Ehemann von drüben melbet, nach Paris zu fliegen und dann in Jubel weiter nach Paris. Man kann sich als denken, wie ungeliebt einem ersten Mann, der sich auf eine große Mission vorbereitet, die Ankunft und der Besuch des Grafen Leon war! Der Prinz Louis empfing seinen schönen Vetter weder das erste, noch das zweite, noch das dritte, noch das viertemal, und als Leon noch immer nicht verziehen wollte, daß er seinem Verwenden läßt sich, sagte ihm die Umgebung des Prinzen, daß er als Spion gälte, der nach London geschickt sei, um den Prinzen zu überreden. Die Ausrede war plump und obendrein unnötig, denn auch die übrige Familie Bonaparte weigerte sich schon seit geraumer Zeit, den misratenen Kaiserjünglingen zu empfangen. Aber das Temperament und die Charakterlosigkeit Leons geben sich auch mit vier Refus nicht zufrieden, und er schreibt seinem Vetter einen Brief, der so unverständlich ist, daß man ihn dem Schreiber hätte dreimal mit den Ohren schlagen müssen. Da der beherztste und ebensicher verträumte Prinz diese verwandtschaftliche Auseinandersetzung verurteilte, ließ ihn Leon durch den Oberst

Kalkfels auch noch mündlich sagen, daß er ihn zum Duell fordere, denn die Vermutung, daß er, Leon, ein Spion sei, heilte eine Beleidigung dar, die nur mit Blut abgewaschen werden könne. Wohl oder übel muß sich nun Prinz Louis, der die Überlieferung seiner zwei mißlungenen Pflüze noch nicht verumden hat, zu einer dritten Überlieferung — einem Zweikampf mit Leon — herbeilassen. Durch einen wohl nicht ganz zufälligen Zufall erhielt aber die Kaiserin Elisabeth von der Gache und verheiratete die beiden Gegner noch vor dem ersten Augenblick. Prinz Louis wird gegen eine Kaution entlassen, Graf Leon findet wiederum einen Dummten, der ihm dreißig Louis borgt, und am 14. Dezember 1840 steht er bereits wieder pompös und pathetisch am Seine-Ufer in Courbevoie, wo die „Belle Toule“ mit dem Gebeinen des Kaisers anläuft, ehe sie im Triumph nach Paris überführt werden.

Im Jahre 1848 tritt Prinz Louis als Kandidat für den Präsidentenstuhl der zweiten französischen Republik auf und sings verlustig Graf Leon, dem es ja an Reichtümern nie gemangelt hat, auf den Gedanken, das gleiche zu tun. Die Idee ist so absonderlich, daß man sie nur mit seinem moralischen Kreismus antuschuligen kann, und sie hat selbstverständlich keine weitere Kreise gezogen. Leon hing ihr auch nicht lange nach, erlich vielmehr im Jahre 1851 eine von Khränen triefende Proklamation an seine früheren Soldaten der Nationalgarde, in der er sie aufforderte, alle ihre Hoffnungen auf den neuen Präsidenten zu setzen, den er zwar vor etlichen Jahren noch in London beleidigt hatte, jetzt aber bis zu den Sternen empfehle. Und denn ging er an seine Diebstahlsbegehrigkeit; er pumpte den Präsidentenpeter Ischamos an, wie er schon immer die ganze Familie angepumpt hatte und wie er ihn als Napoleon III. Ischamos anpumpen wird. Der Sohn der Königin Hortense ist kein Knicker. Er legt Leon sofort eine Jahresrente von hunderttausend Franken aus und legt ihm außerdem eine Viertelmillion dar auf den Tisch, als Anzahlung des Legats, das Napoleon I. für den kleinen Leon bestimmt hatte. Aber der kleine Leon gibt sich nicht mit dem Legats an; er fordert zunächst die Besetzung seiner Ständen und außerdem ungefähr eine Million, die ihm sein Vetter angeklagt noch in den großen Zeiten des ersten Kaiserreiches geschenkt haben soll. Er läßt allerdings mit sich handeln, gibt sich in Zwischenräumen auch mit kleineren Summen zufrieden, verurteilt immer wieder, bei dem kaiserlichen Vetter persönlich vorgefallen zu werden, erwidert es aber in Paris ebenso wenig wie in London. Jeder andere wäre schamrot geworden vor dieser verächtlichen Freigebigkeit Napoleons III., der den Besessenen nie eines Blides würdigte, aber Leon war nicht subtil, nahm Geld, wie und wo er es bekam, und wenn Napoleon es einmal weigern wollte, so trat der edle Vetter als Erpresser auf und drohte mit Stankabkühlungen. Napoleon hatte ihn zwar nie empfangen, aber jedenfalls auch an ihn gedacht, als er einmal gelegentlich eines Familienbesuches seinem Onkel Schrems auf den Vorwurf: „Sie haben aber doch gar nichts von Ihrem großen Onkel!“ mit eigenen Spott erwiderte: „Sie irren sich, großer Onkel, ich habe gerade genug von ihm; ich habe nämlich keine Familie!“

Da es mit der Präsidentenschaft nichts geworden ist, verurteilt Leon einmal als Deputierter zu kandidieren, natürlich ebenfalls mit negativem Erfolg, führt sich dann, da er mit der Politik kein Glück hat, in alle möglichen industriellen und sozialwirtschaftlichen Unternehmungen und entwickelt dabei Gedanken, die beweisen, daß er trotz seiner moralischen Verkommenheit ein Atom von der Universalität seines Vaters in sich trägt. Er will neue Colonien erobern, alte Straßenzüge niederlegen, um breite Boulevards bauen zu lassen. Er möchte die abgehoblen Wälder Frankreichs frisch aufstellen, unbedachte Wälderstrecken anpflanzen, er entwirft Modelle für missräthliche Hängebrücken, für neue Lampententakelungen, ja sogar für ein veredeltes Unterseeboot, und noch tausend andere Dinge mehr, aber alles bleibt Entwurf, weil Leon nicht einen Funken von Beharrlichkeit besitzt und außerdem niemand mehr findet, der ihm große Summen vorstreckt. Daneben erregt er immer wieder Aufsehen durch fatale Duelle, die eine Leidenschaft von ihm geworden sind und die denen er seinen Gegner mit einer Sicherheit kletet, die unheimlich wirkt und die er, seinem phantastischen, verlogenen Wesen gemäß, mit übernatürlichen Kräften zu erklären verurteilt. Und dazwischen pumpt er immer noch Gott und die Welt an; seinen Halbbruder, den Fürsten und Staatsmann Malakoff, den Halbbruder Napoleons, den Herzog von Morny, den Baron James Rothschild und natürlich immer wieder den Kaiser selbst. Zu allem Ueberdies heiratete er im Jahre 1862 eine kleine Näherin, Janny Souet, von der er bereits zwei Kinder hatte und die sich bei diesem Wiederin immer noch glücklich und ganzumfließen vorfam, weil er eben doch aus dem Stute Napoleons entsprungen war.

Mit dem Tode des Kaiserreiches im Jahre 1870 brach dann das nackte Elend über den alten Leon herein. Solange Napoleon III. lebte, wurde zwar die Lebensrente, die er dem Vetter zugesagt hatte, pünktlich bezahlt, und es heißt, daß auch nach dem Tode des Kaisers das später so unerwartet vertriehene Weltbaus Baring Brothers angezogen war, ihm jährlich 10 000 Franken auszuhändigen. Diese letzte Tafelste steht aber nicht ganz fest, und dann, was wären für Herrn Leon, der gewohnt war, Hunderttausende zu verschleudern, 10 000 Franken Jahresrente gewesen? Immer tiefer schritt die Familie in Armut und Not hinein, sog von Paris fort, irrite von Toulouse nach Bordeaux, von Bordeaux

